

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 116.

Donnerstag, 18. Mai.

1916.

(10. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Alles: Liebe, Mitleid trat zurück, versank vor dem Anblick, den die Frau, die ihm gegenüberstand, bot: Hier glühendes, glückverheißendes Leben — dort Kummer, Verzweiflung, unrettbar durch utopische Ideen verwirklichtes Schicksal. In dem Sinnenrausch, der ihn umfing, hatte er jeden Halt verloren: Er war gekommen, um für eine andere zu bitten und fühlte jetzt nichts als das plötzlich erwachte Verlangen nach eigenem Glück, nach Stillung seines eigenen egoistischen Schmerzes.

Das Blut begann in seinen Adern zu glühen, der ganze Mensch in ihm war ausgetauscht — er, der stets nur bereit gewesen, zu helfen, zu geben, war ein Verlangender geworden, und fast unbewußt, stürzte er auf die Frau zu und riß sie an sich.

Sie hatten nicht acht darauf, daß die Tür leise geöffnet wurde und jemand hindurchblickte, der sich sofort wieder zurückzog, erst durch das Anschlagen der Glurlocke wurden sie aufgestört, gleich darauf malbete die Kose die ersten Gäste.

Am darauffolgenden Morgen brachten die Zeitungen die weiteren Berichte über das Attentat und die Mitteilung, daß die Täterin sich am Abend vorher in der Zelle der Peter-Paulskirche getötet hätte. Trotz strengster Untersuchung hatte man keine Waffe außer der, die man ihr nach der Tat abgenommen, kein Gift bei ihr gefunden — irgend ein Würger mußte ihr, bestochen von der Partei, das Todesmittel zugesteckt haben.

Damit war der Fall für die weiteren Kreise erledigt, man ging zur Tagesordnung über, hatte wohl kaum eine Ahnung davon, welch zerstörtes Familienleben die Tote hinter sich gelassen.

Sergei hatte auf der Straße eine Zeitung gekauft und das Blatt durchgesehen, bis er zu der Stelle gelangte, wo der Bericht stand.

Innerer von neuem las er, ließ seine Augen darauf ruhen, konnte nicht loskommen davon: In der Abendstunde — also zur gleichen Zeit, als er bei der anderen gewesen. — Ein kalter Schauer packte ihn, wie ein Verbrecher kam er sich vor; dann wieder schien es ihm, als ob er erst jetzt aus einem wüsten Traum aufschrecke, die Zeit seit gestern Abend bis zu diesem Augenblick gar nicht gewesen — alles nur Traum, Unwirklichkeit sei — denn wie wäre es möglich, daß er in der Stunde, in der jene sich den Tod gab, eine andere gefühlt?

Mein Gott, mein Gott! — War es Wahrheit? — Er hatte sie gefühlt, sie in seinen Armen gehalten, alles das, während das Mädchen, dem seine Liebe gehörte, mit dem Tode rang.

Konnte er das gutmachen? Mußte er das nicht gutmachen, wenn er je wieder eine ruhige Stunde im Leben haben wollte?

Aber wie — wie? Kann man Tote erwecken, sie um Vergebung ansprechen? — Eine Sehnsucht nach seinem Seinderglauben, dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode stieg in ihm auf. Im Gebet könnte er dann zu ihr sprechen; sie war so sanft, so gut gewesen; sie würde

ihm verzeihen. Aber er fand den Glauben nicht wieder. Der war längst zerstört, fortgeweht durch das Leben. Sie war tot, und Tote fühlen nichts mehr.

Nun würde man sie einscharren, irgendwo in einem verlassenen Winkel — das durfte nicht sein — wenigstens eine menschenwürdige Grabstätte mußte er ihr schaffen, daß die Eltern daran ihre Gebete verrichten konnten.

Er hatte das Zeitungsblatt in die Tasche gesteckt und war vorwärtsgegangen, wohin — wußte er selbst nicht. Vielleicht zu den Eltern der Toten, um mit ihnen zu beraten, aber der Kummer, den er dort gesehen, stand ihm noch vor Augen, ihm graute davor, nochmals einen Blick in das Haus zu tun.

Also dann — wohin.

Wieder wie gestern, als er Rettung suchte, dachte er an die Tartakowa. Aber durfte er ihr das bieten — jetzt. Und doch, warum sollte sie nicht, sie liebte ihn, sie mußte kein Gefühl verstreuen, konnte doch auf die Tote nicht eifersüchtig sein.

Und wann doch — jetzt hatte er Macht über sie, sie durfte ihm diese Bitte nicht abschlagen.

Die Gedanken trieben ihn vorwärts, als er jedoch vor der Wohnungstür der Künstlerin stand, beschlich ihn ein eigenes Gefühl: Wie hatte sich sein klares Leben verändert, er konnte sich selbst kaum mehr in den Wirrnissen, die ihn umgaben, zurechtfinden. Das Mädchen, das er mit ehrlicher Liebe, mit jener Liebe, wie sie allein seinem Charakter entsprach, geliebt — tot, als Verbrecherin durch eigene Hand gestorben, und er vor der Tür der Geliebten von gestern, um jener mit deren Hilfe eine letzte Ruhestätte zu verschaffen.

Die Geliebte von gestern — fühlte er denn Liebe für sie, hatte er sich nicht nur durch den Augenblick, durch sein aufwallendes Blut hinreißen lassen?

Er konnte nicht weiter denken — die Tür wurde geöffnet, vor ihm stand Olga Tartakowa zum Ausgehen angekleidet.

„Sergei“ — sie nahm seine Hand und führte ihn ins Zimmer. Wie ein Fremder kam er sich vor und wie ein Fremder sprach er:

„Ich störe wohl.“

Bewundert blickte sie ihn einige Atemzüge lang an, sie hatte eine ganz andere Begrüßung erwartet, dann glitt ein Lächeln über ihre Züge: Sie kannte ihn ja, hatte ihn lange genug beobachtet, wußte, wie schau und zurückhaltend er stets ihr und auch anderen Frauen gegenüber gewesen, das war es ja, was sie gereizt, dazu beigetragen, ihr Interesse für ihn zu erwecken, sich in den schönen Jungen zu verlieben.

Aber heute, nachdem er sich am vergangenen Tage so anders gegeben, hatte sie geglaubt, daß auch die Begrüßung eine andere sein würde. nun stand er da wie ein Stoch, sein Blick irrte im Zimmer umher, als ob er sich vor ihr fürchte.

„Sergei, was ist mit Ihnen?“

Bangsam kam die Furcht über sie, daß er jene andere noch nicht vergessen, vielleicht sogar Neue über das, was er getan, fühle — daß das Mädchen sich das Leben genommen, wußte sie nicht, hatte die Zeitung noch nicht gelesen — und als er jetzt zu sprechen anfing, stockte ihr der Atem: Also richtig, wieder von jener gottvergessenen Person redete er, wollte wieder etwas für sie erbitten. In diesem Augenblicke haßte sie ihn — ein Narr war er — erst, als er von dem Tode jener sprach, als von einer Sache, deren Kenntnis er bei ihr vorausgesetzt, horchte sie auf:

„Tot?“

Sie schrie es fast heraus, aber gleich bezwang sie sich, horchte mit Spannung seinen weiteren Worten.

„Sie hat gesühnt — haben Sie denn nicht gelesen?“ und als sie verneinend schnell den Kopf bewegte: „Nichts, nichts weiß ich“, zog er das Zeitungsblatt hervor und reichte es ihr hin.

Sie las mit klammernden Augen, als sie geendet, blickte sie ihn an:

„Und was nun, was soll weiter geschehen, was soll ich dabei tun?“

„Olga Petrovna“ — seine Augen ruhten flehend auf ihr — „ein ehrliches Grab soll sie haben, der Eltern wegen, begreifen Sie, helfen Sie mir, ihr das zu verschaffen.“

Sie sah sich mit sich zu kämpfen, ihre Brust hob und senkte sich, dann, als sie ihn anah, wie er da stand, so gebrochen, den Kopf gesenkt wie jemand, der sein Urteil erwartet, regte sich ihr Mitleid, sie trat zu ihm und legte ihm ihre Hände auf die Schultern:

„Sergei!“ — das klang so anders wie vorher ihr Aufschrei, selbstsam bewegt wurde er durch den Laut ihrer Stimme, ein Erkennen kam über ihn, daß sie mit ihm fühle, er bei ihr Trost finden würde, sie allein ihm gelieben sei —

Sie hatte ihn beobachtet, ein Gefühl der Genugtuung stieg in ihr auf, sie war Siegerin, er gehörte ihr — für die Tote, die ihr nicht mehr im Wege stand, konnte sie ein Opfer bringen.

Sie trat von ihm weg zum Spiegel und ordnete an ihrem Hut, dabei sprach sie über die Schulter hinweg zu ihm:

„Ich werde tun, was Sie verlangen, jetzt gleich werde ich zum Minister fahren, kommen Sie später zu mir, ich werde Ihnen Bescheid geben.“

Er wollte sie in seine Arme ziehen, aus Dankbarkeit, wie er sich sagte, sie wehrte ihn ab:

„Daß, Sergei, ich muß mich eilen, sonst veräume ich die Audienztunde — was ich tue, tue ich deinetwegen, um dir Ruhe zu geben, ich will keinen Dank, geh jetzt, hörst du, geh —“

So heftig, zornig kamen die letzten Worte aus ihrem Munde, daß er sich hätte verletzt fühlen müssen, wenn ihm klares Denken möglich gewesen, er hatte nur gehört, daß sie seine Bitte erfüllen wollte, sah nichts anderes darin, als Liebe, die zu jedem Opfer bereit ist, wie er es nicht anders kannte, wie er selbst bereit gewesen wäre, jedes Opfer, das von ihm gefordert wurde, zu bringen.

Als er durch den Korridor ging, sah er den Mann der Tartakowa stehen. Er wollte ihm die Hand geben und ihn begrüßen, dieser wandte sich jedoch schweigend ab und verschwand schnell durch eine Tür, die in die hinteren Räume der Wohnung führte.

Sergei stuchte, sah erstaunt auf die Tür, die sich vor seinen Blicken geschlossen, dann fiel ihm ein, was ihm Olga erzählt, daß ihr Mann sich oft schon am Vormittag verirrt — das würde also wohl auch jetzt der Fall sein: Er hatte getrunken, eine andere Erklärung für sein Verhalten gab es nicht.

Aber trotz dieser Erklärung, die er gefunden, hatte es ihn peinlich berührt, er fühlte sich beunruhigt — ein Gedanke ließ seinen Herzschoß stocken, etwas, woran er nicht gedacht, was sich seiner plötzlich bemächtigte: Er hatte die Frau dieses Unglücklichen in den Armen gehalten und geküßt, vielleicht hatte jener sie belauscht.

Er wollte umkehren und mit Olga sprechen, doch es trieb ihn vorwärts, aus dem Hause heraus — er, der Unmündige in Liebesfachen, erschien sich wie ein Verräter, er mußte allein sein, er konnte die Frau, die seine Mitschuldige war, jetzt nicht sehen.

Als er durch die Straßen ging, beruhigte er sich. Er wiederholte sich alles, was die Tartakowa ihm erzählt: Wie der Mann sie unglücklich machte, das Leben ihr eine Qual sei, wie sie sich nach Trost, nach Erlösung sehne — also ihn traf keine Schuld, er war kein Frauenverführer — fast mußte er lächeln, als ihm dies Wort durch den Kopf ging, ja selbst hinterher fand er keine Erklärung dafür, woher er die Kühnheit genommen, die fremde Frau zu küssen. Es war doch alles wohl nur aus dem Bedürfnis geschehen, sich in seinem Schmerz an jemand anzuschmiegen, die Erregung des Augenblicks hinzugekommen — und wie am vergangenen Tage, als er sie verlassen, fühlte er auch heute, als er ihr wieder fern war, daß sie ihm noch immer fremd sei, und ihn auch heute nur die Sorge um die Tote zu ihr zurückgeführt, ja, daß sich etwas in ihm gesträubt hatte, zu ihr zu gehen.

Und nun auch noch der Gedanke an den Mann, dessen Existenz er beinahe vergessen.

In seinem Denken war er mit vorgebeugtem Körper, ohne rechts und links zu sehen, dahingegangen, mit einem Rud richtete er sich jetzt auf — ein unumstößlicher Entschluß stand bei ihm fest: Er durfte nicht mehr zu ihr, mußte sich fern von ihr halten — um gleich wieder kleinmütig darüber zu grübeln, daß er dann nicht erfahren würde, ob die Tartakowa etwas ausgerichtet, ob man der Toten das Begräbnis zugesichert.

So ging das nicht — es blieb ihm nichts übrig, er mußte weiter auf dem Wege, den er eingeschlagen.

Mehr wie eine Stunde war er so herumgeirrt, auch am Ministerium des Innern vorübergekommen, eine Weile, wie lange wußte er nicht, stehen geblieben und hatte das Gebäude angestarrt, war wieder weiter gegangen und fand sich plötzlich vor dem Hause, in dem er und die Tartakowa wohnten.

„Die gnädige Frau sei nur auf einige Minuten zu Hause gewesen“, hörte er von der Post, die ihm die Tür geöffnet, „aber sie hätte ein Briefchen für ihn zurückgelassen.“

Er nahm den Brief und ging. Auf der Treppe riß er hastig das Kuvert herunter, seine Augen überschlugen schnell die Zeilen:

„Sergei — die Sache ist gemacht, heute gegen zehn Uhr abends von der B.-P.-Festung aus wird der Sarg fortgebracht, es soll kein Aufsehen gemacht werden, niemand darf zugegen sein, nur den Eltern ist gestattet, auf den Smolensky-Friedhof zu gehen, um dort der Beerdigung beizuwohnen. Verzeih, daß ich Dich nicht erwartet habe, Du bleibst so lange aus, ich habe mich sowie so verbätet — ich glaube Dir gesagt zu haben, daß ich im Konservatorium erwartet würde, um einer Prüfung beizuwohnen. Olga.“

Er steckte den Brief in die Tasche und ging zu seiner Wohnung hinauf.

Schon im Korridor hörte er eine fremde Stimme laut sprechen, es mußte Besuch da sein, das berührte ihn in seiner Stimmung peinlich — wer konnte gekommen sein, sie hatten doch fast gar keinen Verkehr — er wollte umkehren und wieder fortgehen, als aus der Küche die Magd gerufen kam:

„Die Tante ist gekommen — Frau Gluchowa.“ Dabei grinst sie vor sich hin: „Ich glaube, sie ist sehr böse, sie spricht so laut, daß ich es hier in der Küche hören kann“ —, daß sie an der Tür gelauscht, verriet sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Wirst jemals du gepriesen sein,
Von Narren und von Weichen,
So mußt du gleich in vornhinein
Dein bestes Selbst vernichten.

Reigner.

Wochenplauderei.

(Zens. N.)

Von Albert Färth aus Wiesbaden, zurzeit im Felde.
(Aus meinem Tagebuche.)

Sonntag, den 30. April 1918.

Die Woche fängt gut an. Hab' nämlich zwei Tage Ruhe, was sehr schön ist. Da kann man wenigstens mal ordentlich schlafen und braucht sich um keinen Englishman zu kümmern. Am Mittag nehme ich Urlaub nach Viller. Teures Pflaster. In einem französischen Café aß ich nichtsahnend des teuren Preises 22 kleine Keks und trank eine Schale Kaffee. Aber nehmen tun die Herren Franzosen auch von den Lebenden, 4,70 Franken, 30 Centimes Trinkgeld, und ich war 5 Franken los geworden. — Dann geht's ein bißel auf den Bummel. Schide Mädel sieht man, die absolut uns nicht als Barbaren ansehen, sondern zutraulich wie Läubchen sind. Abends gehe ich ins Theater. „Hoffmanns Erzählungen“ wird gegeben. Der Bau des Theaters ist echt französisch. Die Meinungen sind ja verschieden. Mir gefällt das Theater, offen und ehrlich, nicht. Vielleicht bin ich durch das Wiesbadener Theater verwöhnt worden. Mag sein.

Montag, den 1. Mai.

Heute gehe ich mit Kameraden ins Dooser Soldatenheim. Ich bin darin eine bekannte Persönlichkeit, denn kaum betrete ich die Schwelle, greifen Duzende liebevolle Hände zu und drücken mich auf den Klavierstuhl. Und dann fangen die „Lieder zur Laute“ an, von denen ich lieber schweigen will. Abends ging's ins Kino, wo wir uns glänzend amüsierten. Mann und Frau lassen sich scheiden, aber natürlich hörte „ihre“ Liebe nie auf. Der Krieg bricht aus. Der Mann muß ins Feld. Als königlich preussischer Unteroffizier. Eine Kammergestalt, die sogar das Gewehr auf der falschen Schulter trägt. Jetzt kommt das Köstlichste. Die geschiedene Frau schickt Liebespakete und das Kindchen legt ein zierliches Strümpfchen bei. Der Krieg ist vorbei (ich wünschte, es wäre schon so weit), sie finden sich wieder und er erzählt, daß des Kindes Strumpf ihm sein Leben gerettet hat. Natürlich schrie alles laut auf, und ich bekam vor lauter Lachen übles Schlucksen.

Dienstag, 2. Mai 1918.

Die schönen Tage von Atanquez sind vorüber. Es geht wieder in die Feuerstellung.

Mittwoch, 3. Mai 1918.

Ich bin heute schlecht gestimmt. Bache; die Post bleibt aus. Wenn ich doch nur die Geldsendung schon hätte. Aber leer gebrannt ist die Stätte. . . . Was nützt die schöne Kantine, die 10 Minuten bloß von hier ist, wenn ich keinen Kammion besitze! Sogar die „Landwehrbutter“ (Marmelade) ist alle. Um meinen Magen zu versöhnen, esse ich viermal heute Reissuppe mit Brot. Was will ich anders machen. Meinen Kameraden geht's ähnlich.

Donnerstag, den 4. Mai 1918.

Wiederum nix mit der Post bekommen. Es ist zum Verzweifeln. Heute bin ich auf dem Weg zur Abteilung ganz jämmerlich beschossen worden. Zwei Wege führen dorthin. Eine verhältnismäßig sichere, aber viel längere Straße. Ich ziehe aber den kürzeren Weg vor. Quersfeldern, alle Minute kommt so'n Mas.

Freitag, den 5. Mai 1918.

Heiß ist der Tag. Um 7 Uhr versammelt unser Hauptmann seine „Lieben“. Jetzt bekommen wir Aufklärung. Kameraden, wir vermuten, daß die Engländer Minenstellen in ihrem ersten Graben gegen uns treiben. Ab 9 Uhr ist alles am Geschütz. Tut eure Pflicht! Weggetreten. Endlich wissen wir Bescheid, wo Bartel den Koft holt. Gott sei Dank! Post ist für mich eingetroffen. Unter anderem 150 Zigaretten. Während wir essen, zieht eine Patrouille an uns vorbei. So etwas Ausgelassenes habe ich noch nie gesehen. Mit „Puppchen, du bist mein Augenstern“ zogen sie ihrer gewiß nicht leichten Aufgabe entgegen. 9 Uhr. Wir liegen in den Geschützunterständen. Es beginnt ein klein wenig zu regnen. Wir werden ja nicht naß. Und dann singen wir auch. Allerdings kein „Puppchen“, sondern ein Kamerad fängt ein „Liebeslied“ an. „Schah, ach Schah, reis' nicht so weit von hier.“ Da — die Schwere fängt schon an, die anderen auch, nur wir sind verdammt zum Schweigen. Wir ärgern uns wütend, und ein Somburger Kind meint: „Do schlog doch einer längs hin“. Der Leutnant kommt an unser Geschütz. Aber

es darf noch nicht geschossen werden. Wir erzählen uns Geschichten, die halb Sage, halb Märchen sind. — Eben furt das Telefon. Alle Mann an die Geschütze. Feuerbereitschaft melden. Su, fliegen wir zu unseren Plätzen. Ein jeder nimmt seinen Platz ein; da kommt schon das Kommando: „Sperrfeuer auf den ersten Graben!“ Und nun wird gepulvert, was Zeug hält. Eine Gruppe nach der anderen. überhaupt ein Konzert, wie man's nicht alle Tage zu hören bekommt. Es wird immer gesagt, in der Garnison geht's doch reglementmäßiger. Das ist Unsin. ein solches exaltes Schreien habe ich wenigstens noch nicht mitgemacht. Weyr Ruhe konnte man nicht aufweisen. Und als zehn Schritte hinter uns eine Granate einschlug, zuckte kein Mensch. Freilich haben wir Glück gehabt. So ein Trommelfeuer muß man mitgemacht haben, erzählen läßt sich so etwas sehr schwer. Währenddessen stürmt die Infanterie, erkundet und bringt einen Offizier, 11 Mann und 4 Maschinengewehre mit. So was kann eben nur deutsche Infanterie. Ein Mann fiel, sonst sind sie alle zurückgekehrt. . . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Kriegsbindsaden. Der Weltkrieg hat in fast allen Zweigen der deutschen Industrie Veränderungen grundlegenden Art herbeigeführt und veranlaßt. Deutschlands Industrie hat bekanntlich mit aller Kraft den ihr aufgezwungenen Kampf aufgenommen und den deutschen Erfindungsgeist in ihren Dienst gestellt, um neue Ersatzstoffe, deren Grundbestandteile in Deutschland vorhanden waren, herzustellen und schon vorhandene so zu verwerten, um sie den bisher verwendeten, aus dem Ausland bezogenen ziemlich gleichwertig zu machen. Dazu gehört auch ein Erzeugnis, das jetzt besonderes Interesse erregt, obwohl es schon seit einer Reihe von Jahren hergestellt wird, das ist das Papierstoffgarn und das daraus hergestellte Papiergewebe, unser Kriegsbindsaden. Der Vaterschaft dieser Erfindung können wir uns freilich nicht rühmen, sie gehört dem klassischen Lande der Papierverwendung, Japan. Dort dient ja das Papier allen möglichen Zwecken, an die bei uns niemand denken würde, zu Tisch- und Scheuertüchern, Fächern, Wandschirmen, Regen- und Sonnenschirmen, als Einschlag zu leichten und kühlenden Geweben, mit Gold und Silber überzogen zur Herstellung prächtiger Verzierungen bei den kostbarsten Geweben, ja sogar zu wasserdichten Mänteln und Kappen wird es verwendet. Selbstverständlich ist auch die Herstellung von Fäden und Geweben dort schon lange im Gange, dieses heimische Gewerbe wurde erst durch die billigeren und haltbareren Baumwollgewebe, die aus Indien eingeführt wurden, zerstört. Es ist ein Treppenvieh der Weltgeschichte, daß das den Japanern von ihren Bundesgenossen zerstörte Gewerbe uns nun gegen eben diese Bundesgenossen zu Hilfe kommt. Dem westeuropäischen Kulturkreise blieb es vorbehalten, andere Verwendungsmöglichkeiten für das Papier zu finden, die den Japanern nicht zugänglich waren, wobei namentlich die hohe Festigkeit des unter gewaltigem Druck zusammengepreßten Papiers ausgenutzt wurde. Maschinenteile aller Art, Eisenbahnräder, Telegraphenpfähle wurden so hergestellt. Ja, unsere Heeresleitung hat in diesem Kriege auch Papiertornister ausprobiert, die sich recht gut bewährt haben sollen. Das Papierstoffgarn wird aus Papierbändern durch Drehen gewonnen. Solche Papierbänder werden seit langem für die Telegraphenverwaltung in großen Mengen hergestellt. Soll daraus Garn hergestellt werden, so muß man natürlich ein besonderes festes Papier zugrunde legen, am geeignetsten hat sich die Zellulose der Nadelhölzer erwiesen, ohne daß die Wissenschaft bisher den eigentlichen Grund hätte finden können. Nun kann ja leicht ein jeder ausprobieren, wie sich aus solchem Papierband ein Garn drehen läßt, viel Glück wird er nicht haben. Das Band legt sich nämlich immer nur an einzelnen Stellen um, ohne sich aber richtig zusammenzurollen. Dem hilft nun aber ein einfaches Mittel ab, und das ist das Anfeuchten. Ein angefeuchtetes Band rollt sich tadellos zu einem schönen runden Garn zusammen. Natürlich muß damit Maß gehalten werden, denn durch Anfeuchten leidet auch die Festigkeit des Papiers, schließlich geht es ja bei allzu starker Befechtung wieder in den Zustand des Papierbreies über, der eben gar keine Festigkeit mehr hat. Theoretische Betrachtungen, die durch die Praxis bestätigt wurden, haben gezeigt, daß man

gut tut, die Mitte des Bandes stärker zu befeuchten als die Ränder, weil beim Drehen diese am meisten beansprucht werden und leicht einreißen. Das Drehen der Bänder wird von gewöhnlichen Spinnmaschinen ausgeführt, die nur für den Sonderzweck entsprechend abgeändert werden. Der gewonnene Faden wird aufgespult, mehrere Einzelspäden können dann wieder zu einem stärkeren Garn versponnen werden. Man kann aber auch das Band, statt es zu drehen, ganz eng zusammenlegen und falzen; dieses flache Garn hat sogar noch etwas größere Festigkeit als das runde. Und daraus herge-
~~man Gewebe sind bedeutend dichter als die aus runden Fäden~~
 hergestellten, da zwischen den einzelnen Fäden keine Rinde mehr offen bleibt. Neben diesen einfachen Papierfäden und Geweben gibt es noch verschiedene Verbindungen von Papierfäden mit Textilfasern. Man kann z. B. einen Jute-, Flachs- oder Baumwollfaden mit Papier verspinnen, um dem lose gesponnenen, daher gröberen und rauheren Textilfaden ein glatteres Aussehen zu geben oder auch, um dem Ganzen eine größere Festigkeit zu verleihen. Ebenso ist es leicht, Papier- und Textilfäden zu verzwirnen, auch Verbindungen von Papierfäden mit feinen Metalldrähten kommen vor. Eine Art des einfachen Papierfadens sind die von einigen Fabriken hergestellten Textilin- und Textilosegarne. Bei diesen werden auf das ungedrehte Band auf einer oder auf beiden Seiten Baumwoll-, Jute- und dergleichen Fasern aufgeflekt, wodurch die daraus hergestellten Garne und Gewebe eine besonders große Dichte erlangen, was z. B. für Säcke, für staubförmige Waren, gut ist. Es ist zu hoffen, daß diese Garne nach dem Friedensschluß nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland vielfach Verwendung finden werden. Damit wäre der englisch-indischen Juteindustrie ein schwerer Schlag versetzt, und England hätte sich auch in diesem Falle wieder als die Kraft erwiesen, die das Böse will und das Gute schafft. Das alles zeigt uns unser einfacher Kriegsbindfaden. (Hens. Wn.)

Das ländliche Frankreich im Kriege. Wenn über die Stimmung und die Verhältnisse in Frankreich während des Krieges berichtet wurde, so galten diese Schilderungen bisher meist Paris und seinen Einwohnern. Dies ist erklärlich, da es ja in Frankreich bekanntlich nicht wie in Deutschland eine große Zahl sowohl industriell wie kulturell wichtiger Städte gibt, sondern fast in allen Fragen Paris der einzige Mittelpunkt ist, auf den alles zufließt: doch gerade hierin lag eine in der gegenwärtigen Zeit durchaus unzutreffende Einseitigkeit, da ein großer Teil des französischen Volkes und insbesondere auch der Armee sich aus den Provinzen rekrutiert, in denen die Landwirtschaft vorherrschend ist. Um also ein ungekünsteltes Bild von der französischen Bevölkerung, ihrem Verhalten und ihren Ansichten während des Krieges zu gewinnen, müssen auch die Hunderttausende, die auf dem Lande leben, in das Bereich der Betrachtung einbezogen werden. Eine eingehendere Schilderung dieser Art gibt der französische Berichterstatter des „Daily Chronicle“, der im Auftrage seines Blattes die französische Landbevölkerung besuchte, um sich über ihren wirtschaftlichen Stand und ihre Stellungnahme zum Kriege zu unterrichten: „Als ich nach langer Fahrt im Zuge von Paris nach dem Zentrum des Landes in einem kleinen ländlichen Städtchen eintraf, fiel mir vor allem die weltabgeschiedene Stille auf, die hier herrschte.“ Auf dem Bahnhof sah ich nur einige vereinzelte Soldaten, aber niemand fragte nach meinen Papieren, niemand kümmerte sich um mich. Im Gasthof verwickelte ich den Wirt in ein Gespräch, um von ihm nähere Einzelheiten zu erfahren. „Außerlich hat sich allerdings wenig geändert“, sagte der gute Mann, „aber das Geschäftsleben ist nachgerade auf einem völligen Stillstand angelangt. Während ich z. B. früher für mehr als 30 Gäste Essen bereithalten mußte, bin ich heute froh, wenn drei oder vier Leute eine Mahlzeit bei mir einnehmen.“ Bald konnte ich sehen, daß der Wirt nicht übertrieben hatte. An der Abendtafel bildeten ich und ein kleiner reisender Kaufmann die ganze Tischgesellschaft. Auf einer Radfahrt, die ich später über Land unternahm, konnte ich feststellen, daß keine jungen Leute, überhaupt keine kräftigen, wirklich arbeitsfähigen Männer auf den Feldern zu erblicken waren. Kleine, halbwüchsige Knaben schritten neben den Pflügen einher, lenkten die Pferde und bestellten das Ackerland. Nur junge Mädchen waren da, um sie zu unterstützen, und greise Männer, deren Rücken unter der Last des hohen Alters gebeugt waren. Die Bäuerinnen erklärten mir, daß man sich eben behelfen müsse, so gut es ginge, daß aber das Leben ohne die Männer bald uner-

träglich sein würde. Selbst Kinder im Alter von 8 oder 10 Jahren müssen notgedrungen Arbeiten leisten, die über ihre Kräfte gehen. In den verschiedenen Dörfern, besonders in der Weinegend, überall konnte man feststellen, wie die Nation leidet. Hier klagte man über das Mangeln der vorjährigen Weinernte, die zum großen Teile durch die Nebel aus zerstört worden war, da man infolge des Krieges nicht über die wirksamen Gegenmittel verfügte. Dort hörte ich von dem geringen Ertrag der nicht voll ausgehägten Felder und von den hohen Preisen, die immer noch weiter steigen. In ihrer Haltung dem Kriege gegenüber sind die Bauern weder so hoffnungsvoll noch so hoffnungslos wie die Leute in Paris. Sie wissen nichts Genaues über den Krieg, ja ihre Unwissenheit übersteigt die kühnsten Erwartungen. So konnte ich feststellen, daß man in vielen Teilen der Landbevölkerung in keiner Weise über die Ursache des Krieges und über die Bundesgenossen Frankreichs unterrichtet war, und ich sprach sogar mit Leuten, die keine Ahnung hatten, daß man in England eine andere Sprache rede als in Frankreich. Die Leute arbeiten und geben sich im übrigen keinen kriegerischen Betrachtungen hin. Nur das eine sagen sie: wenn der Krieg noch ein Jahr dauert, stecken wir zweifellos in allgemeinem Elend.“

Ein englisches Hotel zur Kriegszeit. Zur Charakteristik der immer peinlichere Formen annehmenden Zustände, denen das öffentliche Leben in England durch den außerordentlichen Mangel sowohl an männlichen wie auch an weiblichen Arbeitskräften ausgesetzt ist, entwirft die „Daily Mail“ die folgende Schilderung von einem Hotel in einer größeren englischen Provinzstadt: „Als ich am Morgen in den Frühstückssaal hinunterkam, war ich sehr erstaunt darüber, an Stelle eines gewöhnlichen Kellners einen Herrn in schwarzem Rock zu erblicken, der auf dem Arm die Rekrutierungsbinde trug, die ihn als zukünftigen Soldaten bezeichnete. Dieser Mann allein mußte sämtliche Gäste im Frühstückssaal bedienen und alle verschiedenen Arbeiten leisten, mit denen sonst in einem Hotel derselben Größe eine ganze Anzahl Kellner betraut werden. Und obwohl er sich alle Mühe gab, war die Bedienung natürlich nicht gerade erstklassig, und auf dem Frühstückstisch gab es weder Milch noch das kleinste Stück Zucker. Bald erfuhr ich, daß der „Aushilfskellner“ niemand anders war, als der Hotelbesitzer selbst. In dem ganzen Hause gab es überhaupt nur eine richtig angestellte Arbeitskraft und zwar ein Stubenmädchen, und dabei war das Hotel durchaus nicht klein und gut besucht. Die Frau des Besitzers muß selbst für ihre Gäste kochen, und um den Betrieb überhaupt aufrecht erhalten zu können, wurden alle erreichbaren Verwandten der Familie herbeigerufen, um so wenigstens einigermaßen das verschwundene Dienstpersonal zu ersetzen. Tanten, Onkels, Nichten und Basen sind in dem Hotel versammelt, und einige eiferwillige Freundinnen ergänzen dieses merkwürdige Personal, in dem jeder einzelne mit dem andern verwandt ist. Ein junger, mit seinem Studium noch nicht fertiger Architekt mußte sich sogar herbeilassen, die Stiefel zu putzen. Es ist das seltsamste Hotel, von dem ich mir je habe träumen lassen.“

Humor in der Kriegstechnik. Daß auf dem sonst so ernsten Gebiet der Kriegstechnik auch der Humor sein bescheidenes Plätzchen finden kann, bewiesen einige Erfindungen, die in dem Londoner Institut für Wissenschaften Sir John Thomas bekanntmachten. In einer Übersicht, die er über die 1600 neuesten, dem englischen Munitionsministerium eingereichten Patentanmeldungen gab, erwähnte er nach einem Bericht in Pearsons Weekly zwei belustigende Einzelsachen, die von der reichen Phantasie der britischen Erfinder Zeugnis ablegen. Ein Elektrotechniker empfahl auf das wärmste sein „elektrisch heizbares Unterbeinkleid für Schützengräben“. Diese wollene Hose, die nach seiner Angabe auch für Luftschiffer besonders geeignet ist, wird von außerordentlich feinen Drähten durchzogen, die in eine kleine Batterie vereinigt sind. Die Batterie wird wie eine Patronentasche am Gürtel befestigt. Mit einer mehr menschenfreundlichen als brauchbaren Erfindung erschien ein magerer, blasser Phantast mit langem wehenden Haar vor dem gestrengen Forum. Er wollte sein „menschenfreundliches Bajonett“ allgemein eingeführt haben. Es ist dies eine stumpfe Stahlklinge ohne Spitze, die sonst die Form eines gewöhnlichen Bajonetts hat. Wenn diese menschenfreundliche Waffe die Brust des Feindes trifft, teilt sie sich durch den Druck einer Feder in zwei Teile, die den Feind wie eine Bange umklammern.